Thomas Samuel Eberle

AUF DEN SPUREN DES VERSCHWUNDENEN AUTORS

Eine soziologische Rasterfahndung*

I.

«Autorschaft als soziale Realität» impliziert die Frage, was denn soziale Realität sei. Statt diese ontologisch zu bestimmen, neigen Soziologen zunehmend zur Ansicht, daß die *Wirklichkeit eine gesellschaftliche Konstruktion* sei. *Wie* wir Menschen die Wirklichkeit wahrnehmen, wird nachhaltig durch die Interpretationsmuster und Relevanzsysteme bestimmt, die uns kulturell vorgegeben sind. Dies gilt für die natürliche wie für die soziale Wirklichkeit. Im Gegensatz zur Natur hat die Gesellschaft aber einen anderen Charakter: Sie wird von uns Menschen nicht nur interpretiert, sondern auch fortlaufend erzeugt. Gesellschaft ist eine Vollzugswirklichkeit: Soziale Phänomene werden fortwährend durch soziale Handlungen konstituiert und sind als solche flüchtig. Sie lassen sich nicht betrachten wie eine Blume: Was gesagt und getan wird, verflüchtigt sich umgehend und kann, sofern es nicht auf Bild- und Tonträgern aufgezeichnet wird, nur durch Erinnerung appräsentiert werden.

In die *soziologische* Perspektive übersetzt, lautet das Thema «Autorschaft als soziale Realität» also: *Wie wird «Autorschaft» gesellschaftlich konstruiert?* Dies ist grundsätzlich eine *empirische* Frage. Es gilt also jene gesellschaftlichen Orte aufzusuchen, an denen jemandem Autorschaft zugeschrieben wird, und zu untersuchen, in welcher Weise dies geschieht.

Einige *historische* Verschiebungen in der Konstruktion von Autorschaft haben Ingold & Wunderlich in ihrer Einleitung zum Buch des letzten Forschungs-

gesprächs, «Fragen nach dem Autor»[1], beschrieben: Im Mittelalter war auktoriale Schöpfung allein Gott vorbehalten; der mittelalterliche Autor verstand sich daher nicht als Urheber, sondern als Überlieferer, Sachwalter und Gewährsmann der Wahrheit des Überlieferten. Mit der Entstehung des literarischen Marktes im 18. Jahrhundert wurde Autorschaft primär als Urheberschaft an Texten, an Werkherrschaft über Geschriebenes verstanden. Mit zunehmender gesellschaftlicher und rechtlicher Emanzipation der Autoren – insbesondere mit den Autorenrechten – erfuhren sowohl ihre auktoriale Individualität als auch die Originalität und die Priorität ihres Werks eine entscheidende Aufwertung. Sie gipfelte im hypertrophierten Geniekult der Romantik. Im späten 19. Jh. schließlich setzte ein «völlig andersgeartetes auktoriales Selbstverständnis» ein, «das Konzept einer kollektiven, zumindest tendentiell anonymen Autorschaft», durch welches die Autorität des Autors und die Originalitäts- und Prioritätsansprüche relativiert wurden.[2]

Diese kurze Skizze illustriert in groben Pinselstrichen, wie Autorschaft im Laufe der abendländischen Geschichte unterschiedlich konstruiert worden ist; für empirisch-historische Analysen besteht diesbezüglich ein weites Forschungsfeld. Soziologie als Gegenwartswissenschaft fragt indes danach, wie Autorschaft heutzutage konstruiert wird. Dazu sollen zunächst einige grundsätzliche Überlegungen angestellt werden. Die *These vom «Verschwinden des Autors»,* für die sich neben andern vor allem Felix Philipp Ingold stark gemacht hat[3], bietet hierzu einen interessanten Anknüpfungspunkt. In einer Welt, in der sehr viel von «Autoren» gesprochen wird, in der «Forschungsgespräche» abgehalten werden, die nach dem Autor fragen oder in denen man gar mit diesem in einen direkten Dialog treten will, irritiert die Behauptung, der Autor sei verschwunden – und zwar um so mehr, als sich für das St. Galler Forschungsgespräch eine ganze Reihe von Autorinnen und Autoren leibhaftig eingefunden haben. Und geradezu paradox mutet die Beobachtung an, daß einige Autoren mit der These des verschwundenen Autors weitherum berühmt geworden sind, sich selbst also vielmehr öffentlich profiliert haben, statt daß sie verschwunden sind.

Folgt man Ingold, so liegt solcher Verwunderung primär eine Begriffsverwirrung zugrunde, die durch die Unterscheidung von Autorschaft und Autorität ausgeräumt werden kann. Um den Anschluß an diesen Diskurs zu finden, sei im folgenden dessen Begrifflichkeit aufgenommen: «*Autor*» – Autorinnen sind immer mitgemeint – soll als «Sammelbezeichnung für Personen, die Texte verfassen»[4] verstanden werden, und «*Autorität*» soll die einem Autor zugeschriebene Originalität, das Schöpfertum von Neuem, die Begründung von Diskursen bezeichnen.[5] Die These des «Verschwindens des Autors» meint nach Ingold

nichts anderes als das Schwinden der *Autorität* des Autors. Trotz unterschiedlicher Gruppen- oder Epochenstile sei *ein* Charakteristikum für den europäischen Modernismus bis in die Postmoderne konstitutiv geworden: der «Zusammenbruch der auktorialen Werkherrschaft, das Zurücktreten des auktorialen Ichs hinter das Selbst der Sprache, die Absolutheit (Abgelöstheit) des Texts vom Autor».[6] Dieses neue Verständnis künstlerischer Autorität habe sich nicht nur bei einzelnen Schriftstellern oder in bestimmten literarischen Gruppierungen, sondern generell durchgesetzt, als ein wohl weitgehend unbewußter evolutiver Prozeß. Nach dem romantischen Geniekult sei der Autor als Autorität, als Urheber von Information, als Verkünder von Wahrheit, als Begründer von Diskursen, als Schöpfer von Neuem weitgehend entbehrlich geworden[7]; er sei – «bei gleichzeitiger Aufwertung und Aktivierung des Rezipienten – eingeschränkt auf die eher technische, vielleicht auch bloß spielerische Funktion eines Operators oder Kompilators, eines Sekretärs, eines Übersetzers oder eines Kopisten, der nichts mehr zu erfinden, nichts zu sagen hat».[8]

Dies ist zunächst eine *empirische* These. Gleichzeitig wird sie verknüpft mit der *theoriebautechnischen* Entscheidung, auf der Basis des Radikalen Konstruktivismus von Maturana, Varela, Riedl, Jantsch, Watzlawick u. a.[9] *Sprache als autopoietisches System* zu begreifen, als «autor-loser Urtext», «als ein vorgegebenes, immer wieder neu sich strukturierendes offenes System».[10] Auch Literatur wäre zu begreifen «als ein eigendynamisches literarisches System, das allenfalls der Lenkung, des Managements, der Regie, des ordnenden und strukturierenden Zugriffs bedarf, nicht aber der auktorial oder autoritär verfügenden Geste eines 'Erzeugers', eines 'Besitzers'»[11]. Diese Konzeption autopoietischer Systeme – die auch die Brücke bildet für den Vergleich von Autorschaft und Management – ist insofern Teil der Empirie, als sie – Ingold illustriert dies kenntnisreich anhand sorgfältig gewählter Beispiele – ein poetologisches Resultat des postulierten evolutiven Prozesses darstellt. Unversehens unterläuft sie jedoch auch die empirische Fragestellung, indem ihre theoretischen Vorentscheidungen einen spezifischen Blickwinkel auf die soziale Wirklichkeit konstituieren.

Die Betonung der *Eigenständigkeit der Sprache,* wie sie in der vorliegenden These formuliert ist, findet ihre offenkundige Parallele in der Betonung der *Eigenständigkeit des Sozialen* in der Soziologie. Beide Perspektiven – die literarische Moderne wie die Soziologie – sind auch etwa zur gleichen Zeit entstanden. Niemand würde jedoch, nicht einmal in polemischer Absicht, die These wagen, die Konzeption des Sozialen als autopoietisches System habe sich in der Soziologie generell durchgesetzt. Seit der soziologischen Klassik existieren unter-

schiedliche Paradigmen (und dauern fort), die in bezug auf die Konzeption des Sozialen tiefgreifend divergieren. Gewiß existieren, über alle theoretischen Ansätze hinweg, gewisse soziologische Selbstverständlichkeiten, wie z.B. die gesellschaftliche Geprägtheit des Menschen. So «urig», wie die Romantik den «Urheber» zeichnete, kann ein Autor gar nicht sein – er ist immer auch Produkt seiner Gesellschaft und bedient sich der jeweils zur Verfügung stehenden kulturellen Mittel. Wie indessen das Verhältnis von «Individuum und Gesellschaft» – so die Formulierung der soziologischen Klassik –, oder allgemeiner und neutraler: wie das Soziale im einzelnen konzipiert wird, hängt nachhaltig von den protosoziologischen Vorentscheidungen ab. Je nach dem verwendeten Erkenntnisraster erscheinen auch «Autorschaft» und «Autorität» in einem anderen Licht. Dies läßt sich durch die Gegenüberstellung eines systemtheoretischen und eines handlungstheoretischen Ansatzes illustrieren.

II.

Der Holismus, der davon ausgeht, daß das Ganze mehr (bzw. qualitativ etwas anderes) als die Summe seiner Teile sei, hat seine elaborierteste Form in der modernen Systemtheorie gefunden. Wie die *Sprache* kann auch das *Soziale als autopoietisches System* konzipiert werden, das selbsterhaltend, selbstorganisierend und selbsterzeugend ist. Damit betreten wir jedoch ein anspruchsvolles theoretisches Abstraktionsniveau, auf dem die begrifflichen Mittel und theoretischen Vorstellungen selbstreferentiell konzipiert werden müssen, von dem mit andern Worten kein einfacher Weg mehr zur Alltagswirklichkeit, so, wie wir sie erleben, führt. Niklas Luhmann, der eine ausgeklügelte Theorie sozialer, autopoietischer Systeme entworfen hat[12], weist mit Recht darauf hin, daß der Erklärungswert des bloßen Begriffs der Autopoiesis extrem gering ist. Entscheidender sind die Kompatibilitätsprobleme innerhalb des Theoriedesigns, das heißt, entscheidender ist, welche *Direktiven* der Begriff der Autopoiesis für die Formung dazu passender Begriffe festlegt.[13] Systeme als selbstreferentiell-geschlossene, autopoietische Systeme zu konzipieren, heißt, auf der Basis der System-Umwelt-Differenz theoretische Entscheide darüber zu fällen, was dem System angehören soll und was der Umwelt zugeschrieben wird. In Abgrenzung zu seinen früheren Konzeptionen definiert Luhmann *soziale Systeme* nicht mehr als Handlungs-, sondern als *Kommunikationssysteme.* Denn der Handlungsbegriff unterläuft die Ebene des Sozialen, bezieht man Handlungen doch in der Regel auf Einzelpersonen. Kommunikationen dagegen setzen mindestens

zwei Beteiligte voraus; sie bilden die kleinsten Einheiten des Sozialen, die nicht weiter auflösbaren Letzteinheiten des Kommunikationssystems. Voraussetzung für die Lösung des Problems der *Emergenz des Sozialen* ist nun nach Luhmann, daß die Mitwirkung von Menschen an der Kommunikation aus dem Kommunikationssystem ausgeschlossen wird. «Totalausschluß ist ... Bedingung der Emergenz.»[14] «Nichts Körperliches und nichts Psychisches findet Einlaß in das operativ geschlossene System der Kommunikation.»[15] Kommunikation ist kein Ergebnis menschlichen Handelns, sondern ein Produkt des Systems: «Der Mensch kann nicht kommunizieren; nur die Kommunikation kann kommunizieren.»[16] Indem sie fortlaufend Kommunikationen an Kommunikationen anschließen, reproduzieren sich Kommunikationssysteme selbst. Luhmann löst die altehrwürdige Kategorie des (unteilbaren) Individuums auf in eine Reihe von autopoietischen Systemen – neuronale, organische, psychische Systeme u. a. –, die je als geschlossen operierende, autopoietische Einheiten beschrieben werden. Dabei gibt es keine übergreifende Einheit, kein autopoietisches Suprasystem – z. B. «Mensch», «Individuum» oder «Subjekt» –, das diese verschiedenartigen Systeme integrieren würde. Der Mensch, der Handelnde, somit auch der Autor oder der Leser werden also *durch das Theoriedesign dekonstruiert.*

Wenn das menschliche Individuum in verschiedene Systeme aufgelöst wird, stellt sich die Frage, in welcher Beziehung diese zueinander stehen. Da jede Kommunikation mindestens zwei Akteure voraussetzt, ist offenbar auch das soziale System auf eine Mehrheit funktionierender organischer, neuronaler und psychischer Systeme angewiesen. Luhmann faßt dies mit dem Begriff der *strukturellen Kopplung*; strukturell gekoppelte Systeme sind aufeinander angewiesen – und insofern nicht autark –, aber zugleich bleiben sie füreinander Umwelt, operieren autonom und bilden je eigene emergente Ordnungsebenen. So ist das psychische System, das Bewußtseinssystem, bei der Produktion von Gedanken wohl auf bestimmte Gehirntätigkeiten angewiesen, doch sind diese elektro-chemischen Prozesse nicht mit den Gedanken gleichzusetzen. Das Gehirn ist für das Bewußtsein unzugänglich, desgleichen ist das Bewußtsein für das Gehirn unzugänglich. Eine analoge strukturelle Kopplung besteht zwischen dem psychischen und dem sozialen System: Keine Kommunikation ohne Bewußtsein, kein Bewußtsein ohne Kommunikation. Doch operieren sie, obwohl beide Sinn konstituieren, als selbst-referentiell-geschlossene Systeme vollständig getrennt: Die Kommunikation kommuniziert, aber denkt nicht, das Bewußtsein denkt, aber kommuniziert nicht. Psychisches und Soziales werden strikt auseinandergehalten.

Dem Diktum Emile Durkheims, des soziologischen Klassikers, das Soziale bilde eine Realität sui generis, Soziales dürfe daher nur durch Soziales erklärt und nicht – reduktionistisch – auf Psychisches oder Organisches zurückgeführt werden, wird damit voll entsprochen.[17] Dieses methodologische Postulat steht in auffallender Parallele zur rezeptionsästhetischen Forderung, Texte als Texte, als eigenständige Phänomene zu behandeln und sie nicht auf die Intentionen, den seelischen oder den körperlichen Zustand des Autors zurückzuführen. Dagegen ist auch nichts einzuwenden. Allerdings nur so lange, wie der Autor als Mensch im phänomenologischen Sinn «eingeklammert», nicht aber extistentiell negiert wird.[18] Gegenüber der Konzeption, *Literatur oder Sprache als autopoietische Systeme* zu begreifen, scheinen mir daher Bedenken angebracht. Zweifellos entwickelt Literatur eine gewisse Eigendynamik, die den Eindruck erweckt, sie generiere sich selbst, sie reproduziere sich quasi selbst, indem sie – ähnlich Luhmanns Kommunikationssystem – Texte an Texte anschließt. Um so mehr gilt dies für die Sprache, die gleichsam alles zu durchdringen und unhintergehbar zu sein scheint. Sprache ist jedoch nur in und durch menschliche Lebenspraxis und muß daher systematisch mit dieser in Beziehung gesetzt werden. Bei der Theorie der Sprache als autopoietischem System bleibt der Bezug zum Sozialen wie auch der Bezug zum Psychischen (und zum Organischen) theoretisch weitgehend offen. Indem sie allein die Text-Autor-Beziehung thematisiert, wird der Autor auf die «*Funktion* Autor» reduziert, zur Funktion des Texts oder zum Funktionär der Sprache erklärt und *als Mensch konzeptionell verabschiedet.*

Luhmanns Theorie autopoietischer Systeme ist demgegenüber viel umfassender. Eine Integration der beiden Ansätze kann jedoch nicht gelingen. Denn Sprache ist für Luhmann nicht ein autopoietisches System, sondern ein Medium, das, als relativ zeitfester Sinnspeicher, Bewußtseins- wie Kommunikationssystemen hohe Unterscheidungsfähigkeit bei gezielter Anschlußfähigkeit und damit den Aufbau hoher Komplexität erlaubt.[19] Damit wird sprachliche Kommunikation nicht nur durch nicht-sprachliche Kommunikation – Körperbewegungen, fragende Blicke, Gesten aller Art – komplettiert, sondern Sprache auch konsequent in die Funktionsmechanismen sozialer Systeme eingebettet. Sprache wie Texte bleiben also mit Lebenspraxis verkoppelt. Autoren als Handelnde, als Schreibende, als Menschen bleiben aus dem Theoriedesign allerdings ausgeschlossen. Es sei denn, sie treten als Selbstbeschreibungen des Kommunikationssystems in Erscheinung. Kommunikationssysteme beschreiben sich selbst nämlich oft als Handlungssysteme und attribuieren diese Handlungen bestimmten Personen. Wenn also Autoren das Verfassen von Texten und

Lesern Akte des Lesens zugeschrieben werden, so sind solche Beschreibungen historisch kontingente empirische Phänomene. Autor und Leser werden nicht innerhalb eines Theorierahmens als Kommunikationssubjekte definiert, sondern treten als solche nur dann in Erscheinung, wenn sie vom Kommunikationssystem thematisiert werden; Autor und Leser sind dann nichts anderes als Konstrukte der Kommunikation. Von daher läßt sich ein schönes Forschungsprojekt über Kodierungsweisen, über historische Konstruktions- und Dekonstruktionsformen von Autorschaft entwickeln.[20]

Gerade das *Verhältnis von Theorie und Empirie* scheint mir bei systemtheoretischen Konzeptionen aber besonders prekär zu sein, kann von der empirischen Wirklichkeit doch nur das in den Blick kommen, was die theoretischen Vorannahmen zulassen. Luhmanns Hauptinteresse liegt im Theoriedesign, in der Entwicklung einer universalen Theorie sozialer Systeme. Zwar betrachtet er auch Theorieentscheidungen als deutlich empirieabhängig, doch seien diese nicht zureichend zu strukturieren, «wenn man darin lediglich eine Vorbereitung empirischer Forschungen sieht».[21] Seine terminologischen Bestimmungen sind indes derart abstrakt und fern der sinnhaft vorstrukturierten Realität des Alltags, daß sie zuweilen kaum positiv zu bestimmen sind und sich der empirischen Überprüfung immer wieder entziehen. Entsprechend sind auch die von ihm angeführten «empirischen» Beispiele jeweils nicht Belege, sondern lediglich didaktische Illustrationen, mit zahlreichen Leerstellen und open ends. Sie eignen sich kaum zur Überprüfung seiner Theorie, zeigt sich doch bei näherer Prüfung, daß sie oft vielfältig auslegbar sind und auch das Gegenteil belegen könnten. Wenn Ingold nun den originellen Vergleich zieht zwischen dem «heutigen» Autor und dem «neuen» Manager, zwischen der Sprache und der Unternehmung, zwischen dem Text und der Unternehmenskultur, zwischen den Strategien des Lesens und Schreibens und der systemischen Unternehmensführung, so fällt auf, daß er sich auf die systemtheoretische Managementlehre bezieht, deren kybernetische Theoreme der «Selbstorganisation»[22] genauso selbstreferentiell bleiben und einen ebenso problematischen Empiriebezug haben wie Luhmanns Systemtheorie. Es stellt sich daher sowohl in bezug auf den «neuen Manager» wie in bezug auf den «verschwundenen Autor» dieselbe Grundfrage: Existieren diese Figuren in der sozialen Wirklichkeit, oder sind sie das Ergebnis eines spezifischen sozialwissenschaftlichen Theoriedesigns? Sind diese Typen in unserer Gesellschaft empirisch auffindbar, oder sind sie bloße Fiktionen des (literatur- bzw. betriebs-) wissenschaftlichen Diskurses?

III.

Die Transformation der empirischen Alltagswirklichkeit in autopoietische Systeme bereitet jedenfalls etliche Probleme. Dies konzedieren auch Systemtheoretiker. In einer kürzlichen Debatte mit Luhmann bezeichnet beispielsweise Wil Martens die Trennung von organischen, psychischen und sozialen Systemen als schlichtweg unhaltbar; nicht nur perpetuiere sie alte Dualismen (Körper/Geist), psychische und soziale Systeme seien auch derart entmaterialisiert, daß sie nicht mehr positiv zu bestimmen sind. Martens versucht Luhmanns Grundkonzeption zu retten, indem er den gegenseitigen Ausschluß der Systeme durch eine partielle Überschneidung substituieren will, was Luhmann wiederum nicht akzeptiert.[23] Wie dem auch sei – gegenüber dieser Diskussion nimmt sich eine *handlungstheoretische* Konzeption der Soziologie wesentlich radikaler aus. Mit entschieden bescheideneren Erklärungsansprüchen, dafür bedeutend empirienaher, versucht sie ihre Begrifflichkeit viel dichter an den alltäglichen Sinnkonstruktionen der Handelnden anzuschließen. Alfred Schütz faßt dies im Postulat, die Konstruktionen des Sozialwissenschaftlers seien Konstruktionen zweiter Ordnung und müßten in bezug auf die Konstruktionen erster Ordnung gewissen Adäquanzkriterien genügen.[24] Diese verbieten eine Dekonstruktion des Menschen auf theoretischer Ebene, wenn sie nicht gleichzeitig auch Alltagspraxis ist. Wenn zwei Menschen miteinander kommunizieren, erleben sie sich in der Regel nicht als in Systeme fraktalisierte Umweltfaktoren eines autopoietischen Kommunikationssystems. Zweifellos gelingt es dem gewieften Theoretiker Luhmann zuweilen, in einem Referat einige Zuhörer vom Gegenteil zu überzeugen. Doch lassen sich diese dann in eine Subsinnwelt ein, die Welt des systemtheoretischen Diskurses nämlich, aus der sie nur durch einen «Sprung» wieder in die Alltagswelt zurückkehren können. Gleichermaßen können wir aus einem bösen Traum erwachen, beim Lesen eines Buches, dem Betrachten eines Bildes oder des Fern-Sehens eines Films aufschrecken – vom Telefon oder was anderem gestört und sprunghaft in die «Alltagswelt» zurückgeholt.[25]

Selbstverständlich bildet auch eine handlungstheoretische Reflexion eine Subsinnwelt. In ihrer *phänomenologischen* Variante versucht sie jedoch, möglichst dicht am Erleben des Subjekts anzuschließen. Auch dazu bedarf es einer Reihe protosoziologischer Überlegungen. Es ist das Verdienst von Alfred Schütz, mit seiner phänomenologischen Analyse der Lebenswelt eine fruchtbare Grundlage für eine *sozialkonstruktivistische Wissenssoziologie* gelegt zu haben.[26] Das Verhältnis von «Individuum und Gesellschaft» wird primär zum Verhältnis von subjektivem und gesellschaftlichem Wissensvorrat. Nur von

Sprache zu reden, ist auch in dieser Perspektive eine linguistische Verkürzung: Der Wissensvorrat ist ein umfassenderes Konzept, indem er auch vor- und außersprachliches Wissen umfaßt. Es geraten grundsätzlich auch Erlebnisse in den Blick, welche die Leute selbst nicht verbalisieren können – oder nicht wollen. Der subjektive Wissensvorrat ist also nicht nur Teil des gesellschaftlichen Wissensvorrates, sondern übersteigt diesen zugleich.[27] Sprache spielt aber auch in diesem Ansatz eine grundlegende Rolle. Wichtiger ist daher der Aspekt der *Wissensverteilung:* Jeder subjektive Wissensvorrat besteht in einer spezifischen, biographisch bestimmten Konfiguration von Typisierungen und Relevanzsystemen und deckt sich nur teilweise mit dem Wissen anderer Leute. Jedes Verstehen anderer Menschen erfolgt über Zeichen und Anzeichen und basiert auf dem eigenen Wissensvorrat, ist also stets eine Selbstauslegung, die mit dem gemeinten Sinn des Kommunizierenden nie völlig übereinstimmt. Schütz hat eine Theorie des Verstehens entwickelt, die sehr sensibel gegenüber *Bedeutungsverschiebungen* ist. Reden wir vom «Autor», so bilden wir ein Konstrukt, einen Homunculus, einen personalen Typ, den wir uns als mit Bewußtsein ausgestattet vorstellen und dem wir typische Handlungsmuster, einen typischen Wissensvorrat mit typischen Motiven zuschreiben. Derartige Konstrukte unterscheiden sich aber stets von «wirklichen» Autoren, von «Menschen aus Fleisch und Blut», die ihre Schreibhandlungen, ihr Autor-Sein je anders, auf ihrem spezifischen Erfahrungshintergrund erleben. Gerade das macht, in einer Welt voll grassierender Reifikationen, den Anlaß dieses St. Galler Forschungsgesprächs so reizvoll und so spannend: Mit leibhaftigen Autoren von Angesicht zu Angesicht in einen Dialog zu treten.[28]

Im Gegensatz zu Luhmanns Ansatz geht die phänomenologisch fundierte Wissenssoziologie, die den Konstruktivismus lange vor dem Radikalen Konstruktivismus in die Soziologie eingeführt hat[29], davon aus, daß Bewußtsein und Kommunikation in einem direkten, phänomenologisch explizierbaren Zusammenhang stehen. Gesellschaft wird als ein ständiger dialektischer Prozeß begriffen, der aus den drei Komponenten Externalisierung, Objektivation und Internalisierung besteht. Menschen externalisieren laufend einen Teil ihres Innenlebens, indem sie sich ausdrücken – handeln, sprechen, schreiben, malen, musizieren usw. –, sich dabei vorhandener Objektivationen bedienen (z. B. der Sprache) und neue schaffen (Artefakte aller Art), die wiederum internalisiert, d. h. wahrgenommen, interpretiert und verinnerlicht, werden. Diese drei Prozesse laufen kontinuierlich, simultan und in allen Teilen der Gesellschaft ab. Gewiß muß ein Autor einen beträchtlichen Teil der von seiner Kultur zur Verfügung gestellten Typisierungen und thematischen, interpretativen und

motivationalen Relevanzsysteme internalisiert haben, bevor er Texte verfassen kann, will und tut. Wenn er schreibt – und erst dadurch wird er zum Autor –, versucht er unzweifelhaft, einen Teil seiner Gedanken- und Vorstellungswelt in sprachliche Objektivationen zu gießen. Und die Form, in der er dies tut, beruht ebenfalls auf seinem spezifischen (mehr oder weniger umfassenden) Wissen vom kulturell überlieferten Formenreichtum, doch läßt dieser Fundus derart viele Freiheitsgrade offen, daß er fortlaufend Selektionsentscheidungen treffen muß. Diese sind nicht allein eine Funktion der Sprache, sondern spezifische Bewußtseinsleistungen und Handlungsvollzüge eines konkreten Autors.

Ähnliches könnte über den Leser gesagt werden. Es eröffnen sich hier denn auch interessante Anschlußpunkte mit phänomenologisch konzipierten Ansätzen der Rezeptionsästhetik, wie sie beispielsweise die Konstanzer Schule entwickelt hat.[30] Es sei nun aber dem Mißverständnis entschieden entgegengetreten, daß die skizzierte handlungstheoretische Konzeption der Soziologie bestimmte *rezeptionsästhetische Postulate* impliziere. Man braucht den Autor nicht konzeptionell zu verabschieden, man braucht ihn nicht durch ein spezifisches Theoriedesign zum Verschwinden zu bringen, um fordern zu dürfen, Texte als Texte zu betrachten und sie unabhängig davon zu interpretieren, was der Autor nun eigentlich gemeint haben könnte. Auf Dauer gestellte Objektivationen, wie beispielsweise Texte, entwickeln immer ein Eigenleben, werden immer wieder in anderen Kontexten interpretiert und anders verstanden. So können auch Texte, wie alle Handlungen und deren Produkte, eine ganze Reihe nicht-intendierter Folgen zeitigen. Die Eigendynamik der Literatur – oder des Sozialen – besteht dann in der spezifischen Verkettung von Interpretations- und Handlungsakten, gerät also auch in den Blick, ohne daß die Beteiligten konzeptionell eliminiert werden müßten. – Ein zweites mögliches Mißverständnis betrifft die *Autorität* des Autors. Wenn nach handlungstheoretischer Auffassung ein Text das Produkt von Schreibhandlungen eines Autors darstellt, ist damit nicht gemeint, daß dieser Text vom Autor auch erfunden worden sei. Daß der Autor den Text produziert, bedeutet nicht, daß er dessen alleiniger Schöpfer sei. Die Soziologie ist mit genau demselben Problem konfrontiert: Die wenigsten Handlungen, welche die Leute tagtäglich ausführen, sind von diesen selbst erfunden worden. Und doch sind Menschen nicht bloße Spielbälle der Gesellschaft, die irgendwelchen obskuren deterministischen Kräften ausgeliefert wären, sondern Handelnde, die mit ihrem Handeln einen Sinn verbinden. Auch in einer handlungstheoretischen Perspektive wird der Akteur nicht zum Demiurgen überhöht, sondern als Produkt seiner Kultur verstanden, das diese weitgehend reproduziert, vielleicht partiell auch in neue Formen gießt und erweitert.

Die Abgrenzung von Reproduktion und Produktion, von Altem und Neuem, ist nun zumindest in bezug auf literarische Texte nicht Sache der Soziologen; sie kann getrost Literaturwissenschaftlern, Literaturkritikern, Literaturschaffenden und Lesern überlassen werden. Falls nun in einem bestimmten Diskurs ein künstlerisches Werk mit den persönlichen Lebenserfahrungen des Autors in Beziehung gesetzt und Kausalitäten konstruiert werden, so interessiert sich die Wissenssoziologie lediglich dafür, die entsprechenden Praktiken empirisch aufzuspüren und zu rekonstruieren. Wenn also z.B. eine Wende im Werk mit einer persönlichen Lebenskrise des Autors in Verbindung gebracht wird, so ist die Konstruktion dieses Zusammenhangs ein bloßes empirisches Faktum. Für den Psychologen steht die Lebenskrise meist ursächlich für die Wende im Werk; doch zweifellos kann man die Wende im Werk auch umgekehrt als Ursache der Lebenskrise interpretieren. Den Wissenssoziologen interessiert, wer welche Art Kausalitäten konstruiert, ohne sich dabei berufen zu fühlen, diese zu bewerten, über sie zu richten oder ihnen eine eigene Version entgegenzustellen.

IV.

In bezug auf *Autorschaft und Autorität* stellt sich in einer handlungstheoretischen Perspektive daher die *empirische* Frage, wie die Akteure Autorschaft und Autorität erleben und, damit zusammenhängend, wie sie Autorschaft und Autorität in ihren Handlungen hervorbringen. Es zählt nicht nur das Selbstverständnis des Autors, sondern es muß auch untersucht werden, wie die Leser, die Verlage, die Literaturkritiker oder die Literaturwissenschaftler Autorschaft und Autorität konstruieren. Es gilt m.a.W. sämtliche gesellschaftlichen Diskurse aufzusuchen, in denen über Autorschaft und Autorität gesprochen wird oder in denen sie beschrieben werden, und zu erforschen, in welchen Praktiken sie institutionell verankert und abgestützt und durch welche symbolischen Sinnwelten sie legitimiert werden. Damit gewinnt unser Thema eine äußerst *vielschichtige Struktur.* Diese wird auch auf der Ebene empirischer Forschung in einer schillernden Mannigfaltigkeit und Varietät ihre Entsprechung finden; denn indem handlungstheoretische Ansätze an den Sinnkonstruktionen der Handelnden anschließen, spiegelt sich in ihnen auch das Spektrum der Sinnvielfalt der sozialen Realität wider und muß nicht, wie bei der Systemtheorie, auf einheitliche Abgrenzungen – z.B. die Ausdifferenzierung von «Kunst» als «System» mit *einer* «Leitdifferenz» (schön/häßlich) – hinauslaufen. Im folgenden sei der Blick wenigstens auf einige Aspekte der sozialen Wirklichkeit gerichtet.

Vom Topos – Virus? – des verschwundenen Autors angesteckt, ist der Verfasser versucht, ihn soziologisch zu wenden, das Verschwinden nicht nur auf die Autorität, sondern zunächst auf den Autor selbst zu beziehen. Denn es gibt offenbar Texte, die anonym sind, hinter denen die Autoren tatsächlich verschwinden. Für den Soziologen besteht kein Grund, aus der Vielfalt der Texte nur die literarischen in Betracht zu ziehen. In der modernen Gesellschaft, einer ausgeprägten Informationsgesellschaft, spielen Texte – neben Bildern – eine äußerst bedeutsame, in den Sozialwissenschaften immer noch wenig beachtete Rolle. Die soziale Wirklichkeit ist weitgehend eine «dokumentarische» Wirklichkeit.[31] Je nach ihren *sozialen Funktionen* können verschiedene Textsorten unterschieden werden, in denen Autorschaft eine je unterschiedliche Rolle spielt. Folgende Beispiele illustrieren dies:

(1) In unserer von Apparaten durchsetzten Gesellschaft spielen z.B. *Gebrauchsanweisungen* und *Bedienungsanleitungen* eine wichtige Rolle. Auch bei dieser Textsorte gibt es Produkte ganz unterschiedlicher Qualität (man denke etwa an die Computer-Bedienungshandbücher der 80er Jahre) – kein Leser interessiert sich jedoch dafür, *wer* diese Texte verfaßt hat, und die Autoren pflegen diese Texte auch nicht zu zeichnen. Ebenso anonym bleiben beispielsweise *Gesetzestexte* oder etwa *Zeitungsnachrichten* in Form von *Agenturmeldungen.* Obwohl all diese Texte von konkreten Personen verfaßt wurden, treten diese – zumindest nach außen – nicht namentlich in Erscheinung; es sind Institutionen, die die Texte verantworten. Vom Standpunkt des Lesers aus betrachtet, ist es bei diesen Textsorten mithin durchaus angebracht, vom «Verschwinden des Autors» zu sprechen. Im soziologischen Sinne ist der Autor allerdings erst dann verschwunden, wenn er sozial nicht mehr auffindbar ist, z.B. wenn er seiner Firma gekündigt hat und abgereist ist. Werden nämlich Organisationen zur Rechenschaft gezogen, bleibt der Regreß auf den betriebsinternen Sünder nicht aus. Organisationen pflegen daher die einzelnen Handlungsverantwortlichkeiten und -vollzüge zu dokumentieren. In einem radikalen Sinne verschwunden, ja in der Regel gar nie aufgetaucht, ist hingegen der Autor *anonymer Briefe* oder *Flugblätter.* Die Anonymität ist für diese Textsorte geradezu konstitutiv.

(2) Den Gegenpol dazu bilden wohl Schreibprodukte, für die der persönliche Bezug auf die Person und das Leben des Autors bestimmend ist, wie z.B. *Tagebücher* oder *Memoiren.* Viele Menschen vertrauen ihrem Tagebuch intimste Erlebnisse und Phantasien an, bleiben aber gesellschaftlich unsichtbar,

weil sie ihre Aufzeichnungen geheimhalten. Soziologisch ist hierbei äußerst interessant, mit welchen Intentionen die Eintragungen erfolgten: War der implizite Leser der Autor selbst, ein intimer Freund, ein nicht auszuschaltender neugieriger Dritter, alle drei zusammen, oder die über Verlage erreichbare Öffentlichkeit? Während Memoiren und Autobiographien in der Regel für ein Publikum geschrieben werden, sind gerade Tagebuch-Notizen anfällig für nicht-intendierte Folgen, besonders wenn sie von Unberechtigten gelesen und verbreitet oder von den Erben posthum veröffentlicht werden.

(3) Dazwischen öffnet sich ein weites Feld verschiedenster Textsorten, von *Berichten, Protokollen, Rapporten, Dienstmeldungen* bis zu wissenschaftlichen und literarischen Werken. *Wissenschaftliche* Werke werden stets von ihren Autoren gezeichnet. Der anfangs der 70er Jahre bei den Sozialwissenschaftlern beobachtbare Trend zur kollektiven Zeichnung, z.B. als «Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen»[32], ist längst verebbt. Dafür gibt es eine Reihe praktischer Gründe, z.B. den Umstand, daß sich die Bibliotheks- und Literaturverzeichnisse seitenweise mit «Arbeitsgruppe XY» zu füllen drohten. Die zentralen Gründe liegen jedoch in der *sozialen Organisation des Wissenschaftssystems:* Autorschaft und Autorität im Sinne von Originalität bilden wichtige Selektionskriterien für die Karriere an Hochschulen und Universitäten. Es wäre eine außerordentlich reizvolle Aufgabe, in einer empirischen Studie die herrschenden Praktiken aufzuzeichnen, mittels derer einem Autor Fachkompetenz und Originalität attestiert werden. Als Autor hinter dem Werk zu verschwinden, kann man sich jedenfalls erst leisten, wenn man oben auf der Leiter sitzt. Selbst dann bliebe dies risikobehaftet, wird man doch aufgrund von Autorschaft und Originalität zu Kongressen eingeladen, in Fachkommissionen berufen, mit Forschungsgeldern ausgestattet usw. Selbst in der Wissenschaft sind Autorennamen viel mehr als bloße alphanumerische Registrationsnummern von Forschungspublikationen.

(4) Auch der *literarische Autor* steht als Autor in mannigfaltigen Rollenbezügen. Autorschaft konstituiert sich nicht nur über den Text mit dem Leser, sondern auch in Verhandlungen mit Verlegern, bei Lesungen, auf Symposien, bei der Vergabe von Autorenpreisen u.a.m. Foucaults definitorische Entscheidung, die «Funktion Autor» auf eine bestimmte Anzahl von Diskursen (z.B. auf literarische Diskurse) einzuschränken und dem Privatbrief einen «Schreiber», dem Vertrag einen «Bürgen» und dem anonymen Text an der Hauswand einen «Verfasser», auf keinen Fall aber einen «Autor» zuzu-

gestehen, hat einiges für sich.[33] Im Gegensatz zu letzteren steht der literarische Autor aufgrund seiner Autorschaft nämlich in *sozialen Rollenbezügen.* Daß diese in Zusammenhang mit der These des verschwundenen Autors nicht thematisiert wurden, hängt vermutlich damit zusammen, daß Foucault nur den Bezug *Text-Autor* thematisierte und die historisch-soziologische Analyse der *Autor-Person* explizit beiseite ließ[34] – womit er einen literaturwissenschaftlichen, aber keinen soziologischen Diskurs begründete. In bezug auf die *soziale* Rolle des Autors stehen weniger seine Schreibhandlungen, als vielmehr seine sozialen Kontakte und die normativen Erwartungen seiner Kontrahenten im Vordergrund. Siegfried Unseld reflektiert beispielsweise die Beziehung zwischen Autor und Verleger und beschreibt am Beispiel Hermann Hesses, Bertolt Brechts, Rainer Maria Rilkes und Robert Walsers, wie vielfältig, belastet und problematisch diese Beziehung oft ist und wie beide Seiten ihre spezifischen Fertigkeiten für den Umgang miteinander entwickeln.[35] Allerdings ist der Text – sei es auch nur der versprochene Text, der zukünftige Text oder auch der verschwundene Text – für die Beziehung zum Verleger konstitutiv. Daneben steht der Autor aber auch mit Menschen in Kontakt, die seine Texte nie sehen, nie lesen und sich womöglich überhaupt nicht dafür interessieren, die aber nichtsdestotrotz die Autorenrolle als bestimmendes Merkmal der sozialen Identität betrachten. So zum Beispiel, wenn Ursula Krechel[36] bei diesem Forschungsgespräch berichtet hat, daß sie als Autorin Ruhe brauche, um arbeiten zu können, und ihre Nachbarn darauf tatsächlich Rücksicht nehmen. Die Nachbarn sehen sie nicht nur als Nachbarin, sondern als benachbarte Autorin – wobei das Faktum nicht unerheblich sein dürfte, daß es sich hier um eine Berufsrolle und nicht bloß eine Freizeitrolle handelt.

V.

Nun aber zur *Autorität* des Autors – Ingold hat schließlich mit Nachdruck festgehalten, daß mit dem «Verschwinden des Autors» das Verschwinden seiner Autorität gemeint sei. Wie im Wissenschaftssystem, müßten nun auch im Gefüge der sozialen Organisation von Literatur die Praktiken empirisch erforscht werden, mittels derer einem Autor die Erfüllung bestimmter Kriterien, sei es «Originalität», «Kreativität», «Stilsicherheit» oder was für Qualitätsmerkmale auch immer, zugeschrieben wird. Statt auf das Selbstverständnis ausgezeichneter Literaten abzustellen, gilt es, den Blick auf die verschiedenen gesellschaftlichen

Diskurse zu richten. Dies sei an zwei Beispielen vorgeführt, nicht in einer empirisch-analytischen, sondern lediglich einer exemplarisch-illustrativen Form.

Das erste Beispiel sind *Autorenpreisverleihungen.* Diese Institution ist umstritten, aber öffentlichkeitswirksam. Sie geht von der Fiktion aus, daß literarische Texte trotz vielschichtiger Evaluationskriterien vertikal skaliert, die Autoren also in einer Rangfolge plaziert werden können. Es wäre eine schöne literatursoziologische Aufgabe, eine sorgfältige Ethnographie einer Autorenpreisverleihung zu erstellen. Dies folgenden Ausführungen stützen sich lediglich auf Material, das öffentlich zugänglich ist. Zum einen fällt auf, wie sich Autoren nicht als «fraktale Subjekte» (Baudrillard, Ingold), sondern als Menschen mit Leib und Seele, mit ihren Hoffnungen und Ängsten, ihren kognitiven Attitüden und ihren Schutzmechanismen auf ein solches Ereignis einstellen. So erzählt der aus dem st. gallischen Toggenburg stammende und in Genf lebende Urs Richle, der im Juni 1994 zum «Wettlesen» um den Ingeborg-Bachmann-Preis nach Klagenfurt eingeladen wurde, er wolle sich testen, mache sich aber keine Preishoffnungen; die Einstellung eines Teilnehmers müsse der eines Lottospielers ähnlich sein, «sonst wertet man Kritik als persönliche Kränkung, und das wäre gefährlich».[37] Radikaler Rahel Hutmacher, die ebenfalls aus der Schweiz stammt und 1982 nach Klagenfurt eingeladen wurde, die Teilnahme aber ablehnte, da sie auf «Schulnoten, Sport-Ranglisten und Männlichkeits-Macht-Rituale» verzichten könne.[38]

Zum andern scheinen solche Preisverleihungen sich aber auch immer wieder nicht nur an literarischen, sondern auch an politischen Überlegungen zu orientieren. Als anfangs Oktober 1993 der Nobelpreis für Literatur der afroamerikanischen Schriftstellerin Toni Morrison zugesprochen wurde, wetterte Marcel Reich-Ranicki:

> «Ich finde es beschämend, daß dieser Preis an Toni Morrison vergeben wurde. Sie ist keine schlechte Schriftstellerin, ganz gewiß nicht. Aber sie hat den Preis nur bekommen, weil sie eine Frau ist. Und eine Schwarze obendrein. Auch der Nobelpreis wird neuerdings nach der Geschlechtszugehörigkeit vergeben, und keiner begreift, daß eine solche Sonderbehandlung von einer tiefen Demütigung der Frau zeugt. [...] Die Entscheidungen in Stockholm sind seit längerer Zeit Fehlentscheidungen. Bedauerlich. Nach Qualität wird überhaupt nicht mehr gefragt».[39]

Es ist wohl bezeichnend, daß auch Befürworter, etwa die New Yorker Schriftstellerin Sarah Schulman, die «Richtigkeit» des Stockholmer Entscheids nach denselben Kriterien begründet:

«Jahrhundertelang haben Männer Frauen in der Literatur definiert, noch vor dreißig Jahren war man bei uns nicht gewillt, eine schwarze Autorin zu lesen. Die amerikanische Stimme wurde jahrelang von einer Minderheit dominiert, personifiziert durch Autoren wie John Updike, dem weißen Mann aus der Oberschicht. Diese Bücher sind der 'Protest von oben', sie repräsentieren die «American experience». Wie die große Mehrheit der Amerikaner lebt, wurde dagegen bisher kaum beschrieben und dokumentiert. [...] Endlich sind wir am Punkt, wo der Rest der Nation, die Mehrheit, allmählich anfängt, *eigene* Stimmen zu entfalten. Eine bedeutende ist Toni Morrison. Ermutigend, daß in Stockholm Qualität und nicht das Vorurteil entscheidet».[40]

Beide Kommentatoren stimmen überein, daß Morrison die Frauen, die Schwarzen oder zumindest die schwarzen Frauen repräsentiert. Damit steht also gerade jener *Repräsentationsgedanke* im Vordergrund, der mit dem Verschwinden des Autors angeblich verblichen sei. Für Reich-Ranicki sind die Kriterien der Geschlechts- und Rassenzugehörigkeit ein Zeichen dafür, daß Qualität nicht mehr gefragt ist, während Schulman sie als Abkehr von einseitigen, männer- und kaukasisch-rassenzentrierten Qualitätsstandards interpretiert. Paul Logan, Dekan der literarischen Fakultät an der Howard-Universität in Washington (an welcher Morrison studiert hatte), präzisiert, es gehe um die Botschaft wie um die Sprache: Toni Morrison sei eine Chronistin des schwarzen Lebens; sie bediene sich dabei aber auch der schwarzen Redewendungen und der schwarzen Spracheigentümlichkeiten. Doch auch für Logan ist der Repräsentationsaspekt wichtig: Morrison gebe den Leuten, die nicht gehört werden, eine Stimme. Damit gebe sie den Schwarzen Selbstvertrauen und den Glauben an das Gute, kritisiere sie aber auch, wenn sie in Selbstgefälligkeit oder in Aktivismus ausarten.[41] Da über das Selbstverständnis Morrisons als Autorin nichts in Erfahrung zu bringen war, bleibt abschließend festzuhalten, daß die neue Nobelpreisträgerin für die schwarze Bevölkerung Amerikas eine Kultfigur ist, der von Literaturkritikern wie von Literaturwissenschaftlern die Autorität zuerkannt wird, für andere, ja für ganze Bevölkerungsgruppen zu sprechen – ähnlich wie jeweils Günter Grass als Sprecher für diese oder jene politische Gruppierung aufgetreten ist.[42] Die Autorität des Autors ist also auch heutzutage nicht generell verschwunden.

Werfen wir einen Blick auf ein anderes öffentlichkeitswirksames Beispiel, nämlich die *TV-Sendung «Literaturclub» des Schweizer Fernsehen DRS* (Sendung vom 5.10.1993). Hier wird uns vorgeführt, wie Literaturkritiker und Li-

teraturschaffende vor der Kamera über Bücher diskutieren. Mit zuweilen recht metaphorischen Formulierungen werden Inhalt, Sprache und Struktur der Erzählungen geschildert, ab und zu exemplarisch illustriert durch das Vorlesen kurzer Textabschnitte. Es werden aber auch immer wieder Bezüge zum Leben der Autoren hergestellt; man bekommt als Zuschauer den Eindruck, die Beteiligten seien nicht nur am Text, sondern immer auch am Autor selbst, an seinen Erfahrungen, seinen Empfindungen, seinem Mensch-Sein interessiert. Besonders ausgeprägt läßt sich dies bei der Besprechung von Niklaus Meienbergs Buch «Zunder» beobachten. Dieses Buch erschien just in den Tagen, als die Zeitungen von Meienbergs Selbstmord berichteten. Alle Anwesenden zeigen Betroffenheit durch Meienbergs Tod, und was liegt da näher, als in diesem seinem letzten Buch nach Anzeichen und Vorboten seines bevorstehenden Todes zu suchen. Betrachten wir aus dem Transkript einige *Exzerpte*[43]:

Elke Heidenreich: Ich bin sehr traurig, daß ich nun nie mehr Niklaus Meienberg kennenlernen kann. Ich hab' einige Zeit vor seinem Tod mit ihm noch telefoniert, und zwar deshalb, weil er Gast in unserer nächsten Sendung hier im Literaturclub sein sollte, und er wär' auch gern gekommen, aber wie wir ja alle wissen, er hat sich das Leben genommen. Ich hab' seine Art zu schreiben immer sehr bewundert, seinen Mut, seine Kompromißlosigkeit, die Art, wie er sich mit den Mächtigen anlegt oder mit dem, was er für die Mächtigen hielt, ich fand, meistens hatte er recht. Ich erinnere mich, daß ich nach seiner Wille-Reportage 1987 die Weltwoche vor lauter Begeisterung abonniert habe in meinem fernen Deutschland und sie seither auch lese, Meienbergs wegen. Ich wünschte, daß wir in Deutschland einen Journalisten hätten, der mit solcher Kraft und Wucht schreibt. Aber wir wissen ja auch, daß der Preis für so was hoch ist, ich erinnere mich an die unglaubliche Breitseite, die die NZZ im März gegen ihn abgefeuert hat – so was muß man erst mal wegstecken können. Aber das hätte ihm in Deutschland mit der FAZ genauso passieren können. Wir haben keinen Meienberg bei uns, und nun haben Sie auch keinen mehr. Viele sind sicher froh, daß der Querulant endlich still ist, viele sind, wie ich, sehr traurig darüber. Und, gerade in den Tagen als er starb, erschien bei Diogenes sein Buch – zum ersten Mal bei Diogenes, seine andern Sachen sind alle im Limmat-Verlag erschienen –, das Buch heißt «Zunder». Und es sind 15 Texte aus den Jahren 91 bis 92, das Motto ist «Überfälle, Übergriffe, Überbleibsel». Und ich hab' aus diesem Buch schon rausgelesen eine gewisse Resignation, ein Nachlassen seiner Kampfkraft, irgendwie konnte und mochte er nicht mehr, sich nicht mehr

anlegen, seine berserkerhafte Wut war nicht mehr da, aber ich kann das nur rauslesen aus dem Buch. – Sie haben ihn gekannt, Andreas, was haben Sie für ein Verhältnis zu ihm gehabt?

Andreas Isenschmid: Also ich hab' ihn von einigen Nachtessen gekannt und von einigen Sendungen, die wir zusammen gemacht haben. Dieses Nachlassen der Wut ist in dem Buch auch für mich spürbar, aber es ist nicht als negatives Nachlassen spürbar, sondern auch als ein Versuch, mehr Wärme zeigen zu können, das begann ja in diesem Jahr schon mit den Liebesgedichten ... (...)
Was mich sehr, sehr überrascht hat, ist, daß das alles eine Art Autobiographie unserer Zeit, Beginn der 90er Jahre, und eines Menschen, nämlich Niklaus Meienberg, in dieser Zeit, ist. Er zeigt sich privat, politisch, erinnernd, spekulierend, spielend und grantelnd, er macht sich durchsichtig und entblößt sich wie ganz wenige Autoren, wenn man das alles hintereinander liest.

Heidenreich: Ist das auch Literatur?

Gunhild Kübler: Also teilweise ist es Literatur. Also ich kannte ihn nicht, ich hab' zum ersten Mal über ihn gehört durch dieses Buch und hab' angefangen, es zu lesen, und war sofort gepackt von dieser Stimme, da war sofort eine Stimme, ich hab' ihn beim Lesen geduzt, wie man das manchmal tut – also wie man das tut, wenn etwas tatsächlich auf einen zukommt, und mit dieser Irrationalität, die wir Selbstmördern gegenüber manchmal haben, hab' ich ihm vorgeworfen, daß er nicht gewartet hat, ich hätte mich so gern mit ihm unterhalten, jetzt komm' ich nach Zürich, und er ist nicht mehr da. Und dann kam ich zu diesem Aufsatz, diesem Essay, es ist schon mehr als eine Reportage, über den Überfall. Und da schien es mir ...

Heidenreich: Als man ihn überfallen hat.

Ruth Klüger: Als man ihn überfallen hatte, der Aufsatz, ich möchte es wirklich als ein Essay behandeln, ein souveräner Körper, ein veräußerliches Menschenrecht, und da schien mir, hat er etwas ganz Außerordentliches getan, und das ist ihm gelungen, nämlich die Ungeheuerlichkeit dieser alltäglichen Tatsache, dieses alltäglichen Entsetzens, dem wir ausgesetzt sind – Straßenüberfälle, 2000, in, hier und da, in New York sind 2000 Morde, man zuckt irgendwie die Schultern –, und er hat das so beschrieben, wie, sagen

wir, Jean Marie über die Folter geschrieben hat. Ich glaube, das ist ein wirklicher Durchbruch: Er beschreibt es von innen her – die Wut und die Angst, die man dabei spürt –, er beschreibt es von außen her, wie die Leute darauf reagieren – die Linken sagen, du darfst nicht sagen, das waren Ausländer, und die Rechten sagen, na ja, natürlich, die Asylanten, wir sollten die nicht da –, und was er in die Mitte stellt, was da so ganz deutlich ist, ist, daß das eigentlich alles so ziemlich irrelevant ist.

Heidenreich: Er ist verletzt!

Klüger: Er ist verletzt, weil eine menschliche Faust ein menschliches Gesicht getroffen hat, und das ist, worum es geht.

Isenschmid: Er sagt, er will sich das Leben nehmen. In der Nacht, wo er im Spital liegt, hat er solche Gefühle der Entwürdigung und der Zerstörtheit seines Selbsts, daß er sich das Leben nehmen will. Also da steckt eine enorme Berührung, wenn man diesen Augenblick dann liest.

Heidenreich: Haben Sie ihn gekannt, Gunhild?

Gunhild Kübler: Ich habe ihn nicht gekannt. Für mich war er ein Schriftsteller, ich kannte seine Texte, und ich fand, er hat eine unheimlich originelle und persönliche Weise gehabt, die Mundart, den Dialekt ins Hochdeutsche einzubringen. Und er hat das also wundervoll aufgerauht, ich war begeistert, wie er das kann. Und noch in diesen Reportagen genieß' ich das ungeheuer, was für ein Kraftquell sich dort erschlossen hat. Ich denk' auch, daß ihr alle recht habt, daß das Buch jetzt natürlich von uns so gelesen wird, ein Buch des Abschieds, und, und diese Qualität, daß er ernüchternd und innig zugleich schreiben kann, das sieht man hier an diesen Texten, er winkt wie ab, das alles interessiert ihn nicht mehr. Erinnert ihr euch an den Text, «Verschiedene Heimaten», der anfängt mit dem Lobpreis des Uterus, in dem er sich befunden hat, und nach dieser Heimat hat er überhaupt keine Heimat mehr gefunden. Alles ist ihm keine mehr, nachher auch – ich hab' mich gewundert, was ihm alles keine mehr ist, auch die Schweiz nicht, auch die Literatur eigentlich nicht, die Kirche erst recht nicht, man hat das Gefühl, also wenn man das jetzt liest, das war ein Abschiedsgeschenk, es war ihm sterbenselend.

(...)

Heidenreich: Es freut mich, daß ihr alle so sehr liebevoll über ihn redet, denn wir sind ja gewiß nicht immer einer Meinung, was Literatur betrifft. Aber hier haben wir es wirklich mit einem nicht nur Journalisten – «nur» in Gänsefüßchen –, sondern auch mit einem Künstler zu tun, der mit seiner Sprache, kraftvoll was ...

Isenschmid: Mit dem man auch nicht immer einer Meinung war und vor dem man auch ein bißchen Angst haben konnte.

Heidenreich: Kann ich mir vorstellen, ja ... Er sollte Gast in unserer nächsten Sendung sein. Und wissen Sie, welches Buch er sich gewünscht hat – der Gast darf sich ja immer ein Buch wünschen, über das in der Runde geredet wird? Ihr Buch. Ganz spontan hat er gesagt: Ruth Klüger, «Weiterleben». Also da war eine Verwandtschaft, wohl.

Klüger: Na, das hab' ich, irgend so eine Art von Brüderlichkeit habe ich auch in diesen Texten gespürt. Er konnte sehr schön über Frauen schreiben. In dieser Überfallsache da schreibt er ja auch: Und man muß sich vorstellen, wie das für Frauen ist, die noch außerdem, außer daß auf sie eingeschlagen wird, noch vergewaltigt werden. Und auch über seine Mutter schreibt er ja. Dieser Aufsatz über die Mutter erinnert ein bißchen an Handkes «Wunschloses Unglück». Also, in beiden Fällen ist eine Mutter, die etwas lernen wollte, und es war ihr versagt, sie mußte die weiblichen Funktionen übernehmen. Aber diese Mutter hat natürlich viel mehr aus ihrem Leben gemacht als Handkes Mutter.

Die Gesprächsausschnitte sprechen weitgehend für sich selbst. Alle schätzen Meienbergs Texte, nehmen aber zugleich Kontakt auf zum Menschen Meienberg, seinen Erlebnissen, seinen Gefühlen, und wären ihm gerne persönlich begegnet. Vermutlich wird sein Selbstmord auch mehr bedauert als der alternative Entschluß weiterzuleben, aber mit Schreiben aufzuhören. «Zunder» trägt autobiographische Züge und ist daher geeignet, Identifikationen und Interesse am Autor-als-Menschen zu evozieren. Dasselbe finden wir aber auch in bezug auf andere Texte. Gunhild Kübler beispielsweise stellt das Buch «Ein fremdes Gefühl» von Irene Dische mit folgendem Vorspann vor:

Gunhild Kübler: Vielleicht noch einige Worte über die Autorin: 42 geboren, als Kind jüdischer Emigranten in Manhatten, dort hat sie auch gelebt und wurde katholisch erzogen, kam dann nach Berlin, und lebt dort, ist mit einem Anwalt

verheiratet. Ihr erstes Buch ist 89 erschienen, «Fromme Lügen», ich will gar nichts dazu sagen, es war ein großer Erfolg, und was mich an dieser Autorin ungeheuer fasziniert hat, ist ihre unterkühlte Art zu schreiben, ihre unterkühlte Prosa, und dieses Merkwürdige, also das Bissige, was daran ist, und ihr Sinn für Komik und Groteske, den ich in dem Bereich noch nie gelesen hab'. Ich will euch nur einen Satz zitieren, der mir aus diesem ersten Buch in Erinnerung ist: Eine Heldin sagt, von der wird gesagt: «Seit sie auf dem Dachboden den BDM-Ausweis ihrer Mutter gesehen hatte, bevorzugte Frau Elisabeth jüdische Dienstmädchen.» Und ich finde, diesen Satz eigentlich wie eine Bombe, ich weiß nicht, also eine Bombe! Extrem, was die Irene Dische kann. Sie hat eine unglaubliche Sensibilität für die Problematik der nachgeborenen Generation nach dem Krieg in Deutschland, und sie hat ein Auge für die groteske Komik, die sich im Zusammenleben zwischen Juden und Deutschen inzwischen entwickelt hat, und die Rituale, die sich da ausgebildet haben.
Das zweite Buch, zwei Jahre später geschrieben, «Der Doktor braucht ein Heim», in genau der gleichen kühlen Weise hat sie einen alzheimerkranken Vater portraitiert, und es ist mir sehr nachgegangen; also ich hatte das Gefühl, mit dieser kalten Technik kann sie auch mich auf einer emotionalen Ebene sehr ansprechen.
Und nun das dritte – der erste Roman, dick und umfangreich, und nicht nur das, auch gleich mit einer Platte zusammen auf den Markt gekommen. Und ich muß vielleicht doch ein bißchen Zeit für die Vorgeschichte: 1990 ist bei Irene Dische ein Telefon gekommen aus London, und man sagt ihr, schau dich um, im Ostberliner Flüchtlingsheim sitzt der berühmteste Leningrader Pianist. Und sie denkt, o Gott, was will ich mit diesem Ostmensch, sind sowieso zu viele da, und viel zu viele Pianisten, und man hat aber in sie gedrängt, und er besucht sie, und es kommt ein kleiner Mann, Anatol Udorski, bei ihr zur Tür herein und redet gar nicht viel und setzt sich sofort ans Klavier und fängt an spielen. Weil, er war schon aus Moskau geflohen, angefeindet als Jude, und auch als Dissident, und er saß in diesem Flüchtlingslager und kriegte von der deutschen Regierung zwei Mark pro Tag, mit vielen Leuten und kein Klavier. Und darauf hin, als sie gehört hatte, was er spielt, da gab sie ihm den Hausschlüssel. Und er hat geübt bei ihr ...

Heidenreich: Eine menschliche, aber noch keine literarische Qualität!

Kübler: Nein, ganz bestimmt nicht – das ist nur, das ist nur die Vorgeschichte! Ich will mich also jetzt über dieses Buch, weil, dieses Buch hat ein Vor-

> wort, wo sie Anatol Ugorski dankt, seine Interpretation, sagt sie, der Beethovenschen Diabelli-Variationen, opus 120, diese Platte, die haben sie stark beeindruckt und befruchtet beim Schreiben von diesem Buch. «Ein fremdes Gefühl» heißt das Buch, und im Untertitel trägt es den Titel «Oder Veränderungen über einen Deutschen». Und das bezieht sich auf Beethovens, einen Brief von Beethoven, der «Veränderungen über einen deutschen Tanz» geschrieben hat. Und «Tanz» ist nun weg, es heißt, «Veränderungen über einen Deutschen», und ich glaub', das ist genau das Thema. Hauptfigur, das ist, also der Waltzer, das Thema wird sofort mit einem Vorspiel angeschlagen, Hauptfigur ist ein Astrophysiker, ein vierzigjähriger Mann, unheilbar krank, und er – mit einer merkwürdigen Abneigung gegen die Literatur. (...) Durch diese Krankheit ist er unheimlich in einen Schock gekommen, er gibt ein Inserat auf, das will ich jetzt noch vorlesen...

Gewiß, die Autorin selbst erzählt die Entstehungsgeschichte im Vorwort, steuert also wiederum autobiographische Elemente bei, doch Autorin wie Interpretin erachten die Vorgeschichte als wichtigen Kontext für das Verständnis des nachfolgenden Romans. Nicht der Roman selbst stellt die Beziehung zur mitgelieferten Schallplatte her, sondern der Vorspann verbindet die beiden und gibt die Deutungsanleitung, den Roman entlang der 33 musikalischen Variationen zu lesen. (Ob Musik und Roman zusammenpassen, darüber wird in der Folge auch heftig gestritten.) Es ist anzunehmen – Heidenreichs Zwischenbemerkung hierzu ist typisch –, daß sich bei einigen Lesern die Sympathie für die menschlichen Qualitäten der Autorin auch positiv auf ihre Rezeption des Romans auswirkt. Wie dem auch sei – wenn im Literaturclub in der Regel auch eingehend über die Texte selbst gesprochen wird (was hier ausgeklammert blieb), werden sie nicht entlang der Leitplanken eines autopoietischen Systems behandelt, sondern als Produkte von Autor-Personen, auf deren Lebenserfahrungen sich oft Bezug zu nehmen lohnt. Gleichzeitig wird in solchen Veranstaltungen auch publikumswirksam *Autorität konstruiert*, indem Autoren für ihre Elaborate gelobt oder gar hochgejubelt werden, oder es wird *Autorität destruiert*, indem sie verrissen werden.

VI.

Fassen wir zusammen: Die These des verschwundenen Autors wurde aus dem literaturwissenschaftlichen Kontext gelöst und zum Anlaß einiger soziologischer Fragestellungen nach Autorschaft und Autorität genommen. Zunächst

wurden unterschiedliche Theorieraster verwendet, um dem Autor auf die Spur zu kommen. Dabei hat sich gezeigt, daß der Autor als Mensch allein schon durch ein spezifisches Theoriedesign dekonstruiert oder gar verabschiedet werden kann, was sich allerdings bei empirischen Fragestellungen umgehend rächt. Schließt man umgekehrt möglichst dicht an den alltäglichen Sinnkonstruktionen der Gesellschaftsmitglieder an, gewinnt die Spurensuche eine äußerst vielschichtige Struktur. Die erste Fährte hat gezeigt, daß gesellschaftliche Institutionen eine Vielzahl von Texten produzieren, die von ihren Autoren nicht signiert werden. Solche Anonymisierungspraktiken sind indessen meist nur für die Öffentlichkeit bestimmt, während dahinter ein dokumentiertes Verweissystem die Zurechnung von Autorschaft (und Verantwortlichkeit) sichert. In anderen sozialen Kontexten wiederum ist die Konstruktion von Autorschaft und Autorität unabdingbar, wie z.B. im Wissenschaftssystem und in reduzierter Weise – mit der Sonderform des Pseudonyms – auch im Literaturbetrieb. Eine zweite Fährte, am Beispiel der Diskussion von Autorenpreisverleihungen sowie anhand einiger Gesprächsexzerpte des TV-Literaturclubs, führte zu Autoren, die nicht auf die Funktion von Texten reduziert, sondern auch in ihren lebensgeschichtlichen Erfahrungen und ihrem sozialen Kontext (sowie als dessen Repräsentanten) perzipiert und verhandelt wurden.

Wenn wir nun nochmals Ingolds These nach dem Verschwinden der Autorität des Autors aufgreifen, stellt sich die Frage, ob dieser Autoritätsverlust denn über den generellen Autoritätsschwund in den westlichen Gesellschaften hinausgeht. Die Modernisierung mit ihrem Individualisierungsschub, der Enttraditionalisierung und Optionierung fast sämtlicher Lebensbereiche, die damit verbundene Pluralisierung der Lebenswelten und Relativierung der Orientierungsmaßstäbe[44] hat zweifellos die «großen Autoritäten» (im Sinne «überragender Persönlichkeiten») zum Verschwinden gebracht. Nach wie vor werden Autoritäten konstruiert, doch sind sie aufgrund des allgemeinen Beschleunigungstrends moderner Gesellschaften wesentlich kurzlebiger und in jeder Beziehung relativierbarer geworden. Dies läßt sich in praktisch sämtlichen Lebensbereichen beobachten. In bezug auf Autorschaft kommt hinzu, daß die Literatur im Zeitalter elektronischer Medien, v.a. der Bildmedien, zunehmend an Bedeutung einbüßt; die unreflektiertesten Meinungen von Sport-, Film- oder Modestars scheinen heute – und zwar zu jedem beliebigen Thema – mehr zu interessieren als die Ansichten von Literaten. Insofern ist der Autoritätsschwund von Autoren nicht primär auf ein durch poetologische Reflexionen entwickeltes neues Selbstverständnis zurückzuführen, sondern ist schlichtweg *sozial auferlegt*. Dabei bleibt festzuhalten, daß Autoritätsschwund nicht mit einem *Verschwinden* der Autorität gleichzusetzen ist.

Ist die These vom «Verschwinden des Autors», die nicht die Autor-Person-, sondern die Autor-Text-Beziehung thematisiert und vornehmlich poetologisch begründet wird, eher als eine *künstlerische Idee* zu sehen, die ein spezifisches Kunstverständnis zur Geltung bringen möchte? Wenn Ingold den «Typus des modernen, autoritätsfernen Autors, der sich lieber für 'tot' erklären läßt, als 'Gott' sein zu wollen, zugleich als Prototyp des postmodernen literarischen Strategen»[45] bezeichnet, liegt dieser Schluß nahe. Tatsächlich führt er in seinem literarischen Werk vor, wie fruchtbar mit dieser Maxime operiert werden kann: So läßt er in seiner Erzählung *Ewiges Leben*[46] nicht nur den Autor, sondern auch den Protagonisten (Hermann Samuel Ingold) verschwinden.[47] Ist, darüber hinaus, das «Verschwinden des Autors» gar als *normative These* zu werten, die Autorinnen und Autoren zu einem neuen Selbstverständnis anhalten will, wie das die Managementtheoretiker mit ihrer Figur des «neuen Managers» beabsichtigen? In der Tat macht es einen Unterschied, ob sich ein Autor als Übermittler göttlicher Botschaften, als Genie oder als Funktion seines Textes versteht. Und es ist durchaus möglich, daß jemand sein Werk als etwas erlebt, das aus ihm herausbricht. Für einen Künstler, der – um Carl Friedrich von Weizsäcker zu paraphrasieren[48] – mehr «gelebt wird», als daß er lebt, schreibt sich der Text – autopoietisch – vielleicht wirklich von selbst, und er erlebt sich als Funktion desselben. Ganz anders wohl sieht die Erfahrungswirklichkeit aus, wenn jemand unter Schreibblockaden leidet, weil er mit Formulierungen ringt, an seinen Ideen sowie an sich selbst zweifelt und verzweifelt: Daß sich der Text «von selbst» schreibe, bleibt dann bloße Wunschvorstellung. Derartige Autoren neigen vielleicht dazu, *Ratgeber-Literatur* zu konsultieren: «Wie schreibe ich einen Roman?», «Neue Techniken des Schreibens», «Zeitmanagement für Schriftsteller», «Wie finde ich einen Verlag», und was alles mehr an einschlägiger Literatur auf dem Markt zu finden ist. Typischerweise operiert solche Ratgeberliteratur nie mit autopoietischen Systementwürfen, sondern mit ganz konkreten Handlungsanweisungen an ganz konkrete Menschen. Funktioniert denn die «Autopoiesis» nur für bestimmte Künstler?

Der soziologische Blick wirkt in bezug auf so manches einfach ernüchternd.

Bedenken sind denn beispielsweise auch anzumelden gegenüber der Reduktion des Autors auf einen «Kopist[en] und Kompilator».[49] Das außerordentliche Renommee der von Ingold zitierten Künstler und seine Rekonstruktion ihres jeweiligen poetischen und poetologischen Hintergrunds belegen, daß er eine Art «gehobenes» Kopieren und Kompilieren im Blick hat. Eine Gesellschaft, die Autoren mit Rechten ausstattet und Texte urheberrechtlich schützt, wird bloßes Kopieren und Kompilieren hingegen nicht dulden. Sie wird denn auch nicht

darum herumkommen, zwischen Plagiat und künstlerischer Kopie bzw. Kompilation zu unterscheiden und dafür – durch Sachverständige unterstützt – bestimmte Unterscheidungskriterien bereitzustellen. Auch Ingolds Schlußfolgerung, wonach die Entwicklung des Autoritätsschwunds die vielzitierte These zu bestätigen scheine, «wonach letztlich jede Aktivität eine Kunst und jeder... ein Künstler sei»[50], erscheint in sozialen Kontextzusammenhängen in einem anderen Licht: Solange die Gesellschaft im Rahmen einer Kulturförderungspolitik Selektionskriterien für Subventionsausschüttung an Personen und Institutionen braucht, solange sie Autorenwettbewerbe veranstaltet und Preise «an die Besten» vergibt, solange sie einen Kunstmarkt mit ökonomischen Verwertungsinteressen besitzt, der ohne die Unterscheidung von Kunst und Nicht-Kunst, von wertvoller und wertloser Kunst nicht funktionieren kann, wird sie die Differenz von Kunst und Nicht-Kunst nicht einebnen können und allerlei Sonderwissensbestände bilden, die von Experten – Kunstsachverständigen, Kunstkritikern, Kunstwissenschaftlern u. a. – verwaltet werden. Die dahinterstehenden gesellschaftlichen und ökonomischen Interessen werden mehr als alles andere bestimmen, wie Autorschaft in der Zukunft konstruiert wird und was für Autoritätszuschreibungspraktiken künftig herrschen werden.

ANMERKUNGEN

* Ich danke meinen Kollegen vom Soziologischen Seminar, Achim Brosziewski, Peter Gross und Christoph Maeder, für wertvolle Gespräche und Anregungen.

1 Ingold, Felix Philipp; Wunderlich, Werner: Nach dem Autor fragen. In: Fragen nach dem Autor. Positionen und Perspektiven. Hrsg. von Felix Philipp Ingold und Werner Wunderlich. St. Gallen/Konstanz 1992, S. 9–18.

2 Ingold, Felix Philipp: Autorschaft und Management. Eine poetologische Skizze. Graz/Wien 1993, S. 38 (Essay 22).

3 Ingold, Felix Philipp: Schöpfertum und Führungskraft. Zum Wandel der «Funktion Autor» in der Moderne. In: Der literarische Homo oeconomicus. Vom Märchenhelden zum Manager. Beiträge zum Ökonomieverständnis in der Literatur. Hrsg. von Werner Wunderlich. Bern/Stuttgart 1989, S. 171–195 (Facetten deutscher Literatur); ders.: Autorschaft und Management. Zur Neubestimmung der Funktion Autor in der Postmoderne. In: über flusser. Die Fest-Schrift zum 70. von Vilém Flusser. Hrsg. von Volker Rapsch. Düsseldorf, 1990, S. 169–181; ders.: Autorschaft und Management (Anm. 2). Da jede dieser Fassungen eine Überarbeitung der vorangegangenen darstellt, beziehe ich mich, wo immer möglich, auf diese letzte Version (von 1993).

4 Ingold/Wunderlich, Autor (Anm. 1), S. 9.

5 Ingold, Schöpfertum (Anm. 3), S. 172.

6 Ingold, Autorschaft (Anm. 2), S. 8.
7 Ebd., S. 8f.
8 Ingold/Wunderlich, Autor (Anm. 1), S. 14.
9 Vgl. Schmidt, Siegfried J. (Hrsg.): Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus. Frankfurt am Main 1987, sowie die bei Ingold angegebenen Quellen.
10 Ingold, Autorschaft (Anm. 2), S. 39.
11 Ebd., S. 43.
12 Luhmann, Niklas: Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main 1984.
13 Luhmann, Niklas: Wer kennt Wil Martens? Eine Anmerkung zum Problem der Emergenz sozialer Systeme. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 44 (1992), S. 139.
14 Ebd., S. 141.
15 Ebd., S. 140.
16 Luhmann, Niklas: Die Wissenschaft der Gesellschaft. Frankfurt am Main 1990, S. 31.
17 Und zwar nicht nur auf einer methodologischen, sondern auf einer theoretischen Ebene. Vgl. Durkheim, Emile: Les règles de la méthode sociologique. Paris 1895.
18 Zum phänomenologischen Konzept der Epoche vgl. Husserl, Edmund: Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie. Erstes Buch. Allgemeine Einführung in die reine Phänomenologie. Husserliana Bd. III. Hrsg. v. W. Biemel, 1950.
19 Luhmann, Systeme, S. 220 | f. sowie ders., Wissenschaft, S. 47.
20 Analog zu Luhmanns historischer Aufarbeitung der Kodierungsweisen von Intimität. Vgl. Luhmann, Niklas: Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität. Frankfurt am Main 1982.
21 Ingold, Autorschaft (Anm. 2), S. 141.
22 Probst, Gilbert: Selbst-Organisation: Ordnungsprozesse in sozialen Systemen. Berlin 1987.
23 Martens, Wil. 1992. Die partielle Überschneidung autopoietischer Systeme. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie (KZSS) 44 (1992), S. 143–145. Dazu der Diskussionsbeitrag von Luhmann, Wer kennt Wil Martens (Anm. 13) sowie die Replik von Martens, Wil: Die Autopoiesis sozialer Systeme. In: KZSS 43 (1991), S. 625–646.
24 Schütz, Alfred: Wissenschaftliche Interpretation und Alltagsverständnis menschlichen Handelns. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze. Bd. 1: Das Problem der sozialen Wirklichkeit. Den Haag 1971, S. 50.
25 Zur Analyse der mannigfaltigen Erfahrungswirklichkeiten vgl. Schütz, Alfred: Über die mannigfaltigen Wirklichkeiten. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze (Anm. 24), S. 237–298.
26 Schütz, Alfred; Luckmann, Thomas: Strukturen der Lebenswelt. Bde. 1 u. 2. Frankfurt am Main 1975 u. 1984, und darauf aufbauend Berger, Peter L.; Luckmann, Thomas: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt am Main 1974 [1966].
27 Die phänomenologische Einsicht, daß Erfahrung – so durchdrungen von sprachlichen Deutungsmustern sie auch ist – nicht in Sprache aufgeht, sondern diese auch überschreiten kann, liefert eine nützliche Grundlage für Erklärungen gewisser Sprachentwicklungen, z. B. der Sprachschöpfungen der Mystiker. Vgl. dazu Eberle, Thomas Samuel: Sinnkonstitution in Alltag und Wissenschaft. Der Beitrag der Phänomenologie an die

Methodologie der Sozialwissenschaften. Bern/Stuttgart 1984, S. 172 ff.

28 Zur Homunculus-Bildung vgl. Schütz, Wiss. Interpretation (Anm. 24).

29 Berger/Luckmann, Konstruktion (Anm. 26).

30 Vgl. Die Aufsatzsammlung von Warning, Rainer (Hrsg.): Rezeptionsästhetik. Theorie und Praxis. München 1975, besonders die darin enthaltenen Beiträge von Hans Robert Jauß und Wolfgang Iser. Vgl. auch Iser, Wolfgang: Der implizite Leser. Kommunikationsformen des Romans von Bunyan bis Beckett. München 1972; ders.: Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung. München 1990.

31 Darauf hat v.a. die kanadische Soziologin Dorothy Smith nachdrücklich hingewiesen. Vgl. Smith, Dorothy: The Social Construction of Documentary Reality. In: Social Inquiry 44 (1974), S. 257–268.

32 Vgl. z.B. «Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen» (Hrsg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Bde. 1 u. 2. Reinbek bei Hamburg 1973.

33 Foucault, Michel: Was ist ein Autor? In: Ders.: Schriften zur Literatur. Frankfurt am Main 1988, S. 17 f.

34 Ebd., S. 10.

35 Unseld, Siegfried: Der Autor und sein Verleger. Frankfurt am Main 1978.

36 Vgl. Ursula Krechel, in diesem Band.

37 Urs Richle, zit. St. Galler Tagblatt v. 21.6.1994, Rubrik KULTUR.

38 Rahel Hutmacher, zit. ebd.

39 Marcel Reich-Ranicki, zit. St. Galler Tagblatt v. 8.10.1993, Rubrik AKTUALITÄT.

40 Sarah Schulman, zit. ebd.

41 Paul Logan, zit. ebd.

42 Vgl. Ingold, Autorschaft (Anm. 2), S. 10. Ingold zitiert dort Handke: «Man ist 'froh, daß die Zeit vorbei ist, als sich Grass wichtig hat machen dürfen und geglaubt hat, er sei der Sprecher für diese oder jene politische Gruppe. Es ist doch eine unerträgliche Anmaßung von Schriftstellern.'»

43 Im Interesse der intersubjektiven Überprüfbarkeit ziehen es Soziologen heutzutage vor, Daten nicht in resümierenden Berichten, sondern in Originalform wiederzugeben. Nur dadurch hat der Leser unmittelbaren Zugang zu diesen und die Möglichkeit, die Interpretation der Daten zu überprüfen. Die folgenden Aufzeichnungen beruhen auf einer Video-Aufnahme, die anschließend Wort für Wort transkribiert wurde. Das Gesprochene wird wörtlich wiedergegeben, also nicht etwa stilistisch «korrigiert» (d.h. verfälscht). Zwecks leichterer Lesbarkeit wurde sie durch Interpunktionen strukturiert, die der Schriftsprache angelehnt sind, den Redefluß aber bereits in Stücke zerhacken. Die im vorliegenden Zusammenhang irrelevanten «Ähs» sowie die Überlappungen von Redezügen der verschiedenen Gesprächsteilnehmer wurden allerdings vernachlässigt. Auch die Intonation wird nur angezeigt, insoweit sie ungewöhnlich variiert: Besonders betonte Wörter werden durch Kursivschrift angezeigt. Die körpersprachlichen Begleitkommunikationen dürfen für die vorliegende Fragestellung ebenfalls vernachlässigt werden. Kleine Weglassungen wurden durch (...) gekennzeichnet.

44 Vgl. dazu Gross, Peter: Die Multioptionsgesellschaft. Frankfurt am Main 1994, sowie Berger, Peter L.; Berger, Brigitte; Kellner, Hansfried: Das Unbehagen in der Modernität, Frankfurt/New York 1975.

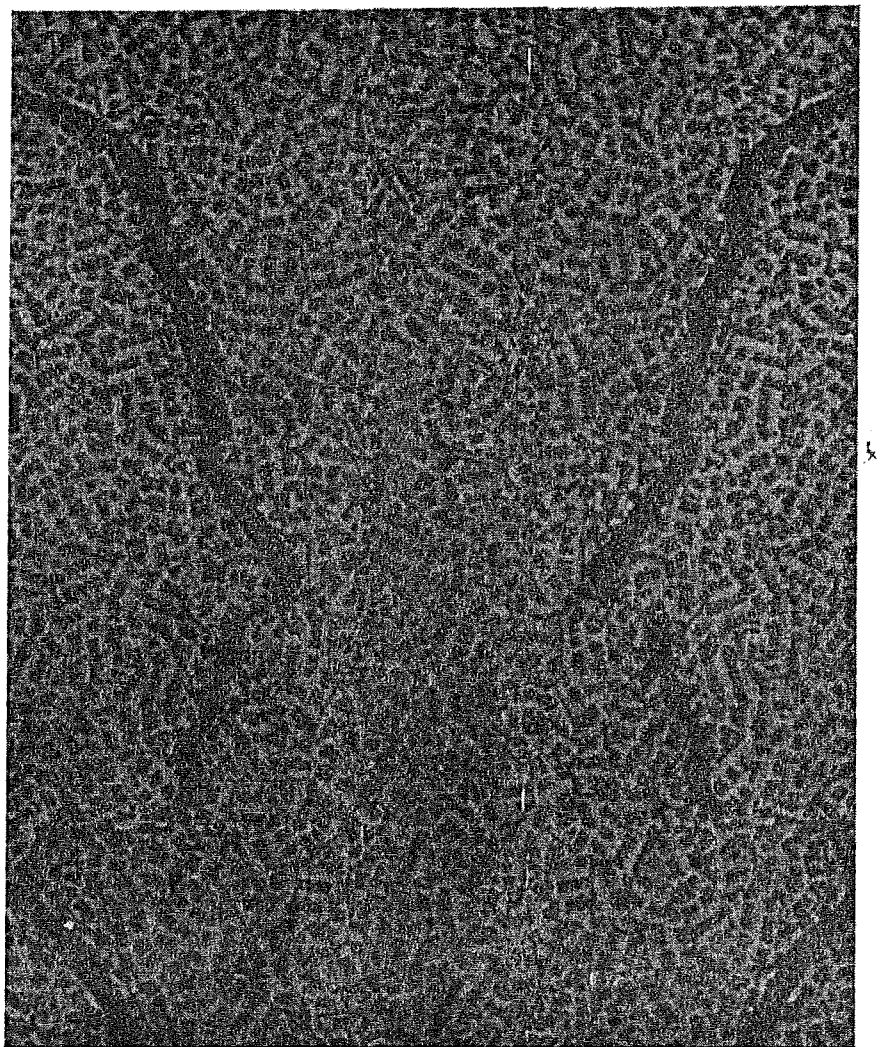
45 Ingold, Autorschaft (Anm. 2), S. 43.

46 Ingold, Felix Philipp: Ewiges Leben. Erzählung. München/Wien 1991.
47 Vgl. dazu Erat, Ruth: Gegen Ende des Jahrhunderts. In: St. Gallen – Kloster, Stadt, Kanton. Eine Geschichte der literarischen Kultur. Bd. 1: Darstellung. Hrsg. von Werner Wunderlich (unter Mitarbeit von Rupert Kalkofen). St. Gallen/Konstanz (in Vorbereitung).
48 Weizsäcker, Carl Friedrich von: Einleitung. In: Gopi Krishna: Die biologische Basis religiöser Erfahrung. Weilheim/Obb. 1971, S. 5–45.
49 Ingold, Autorschaft (Anm. 2), S. 38.
50 Ingold, Autorschaft (Anm. 2), S. 63.

DER AUTOR IM DIALOG

Beiträge zu Autorität und Autorschaft

Herausgegeben von
Felix Philipp Ingold und
Werner Wunderlich



UVK
Literatur-wissenschaft

Felix Philipp Ingold / Werner Wunderlich (Hgg.)

DER AUTOR IM DIALOG

Beiträge zu Autorität und Autorschaft

UVK, Fachverlag für Wissenschaft
und Studium GmbH, St. Gallen

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Der **Autor im Dialog:** Beiträge zu Autorität und Autorschaft / Felix Philipp Ingold / Werner Wunderlich (Hg.) – St. Gallen: UVK, Fachverl. für Wiss. und Studium, 1995
ISBN 3-908701-02-3
NE: Ingold, Felix Philipp [Hrsg.]

ISBN 3-908701-02-3

© UVK, Fachverlag für Wissenschaft und Studium GmbH, St. Gallen 1995

Gesamtherstellung: PRODUserv, Berlin
Einbandgestaltung: Riester & Sieber, Konstanz,
unter Verwendung einer Collage von Jiří Kolář: Selbstportrait (1967)
Satz: Fotosatz-Service Köhler OHG, Würzburg
Druck: Saladruck, Berlin
Buchbinderei: Lüderitz & Bauer, Berlin

Gedruckt mit freundlicher Förderung der Hochschule St. Gallen

INHALT

STATT EINES VORWORTS

Jean Starobinski — DER AUTOR UND DIE AUTORITÄT
Aus einem Notizbuch über die Beständigkeit und die Metamorphosen der Autorität 11

ERSTER TEIL

Jan Dirk Müller — AUCTOR – ACTOR – AUTHOR
Einige Anmerkungen zum Verständnis vom Autor in lateinischen Schriften des frühen und hohen Mittelalters 17

Ulrich Müller — AUTOR – PRODUKT UND PROBLEM DER ÜBERLIEFERUNG
Wunsch- und Angstträume eines Mediävisten anläßlich des mittelalterlichen Liedermachers Neidhart 33

Alan Robinson — THOMAS CHATTERTON:
DER AUTOR ALS KONSTRUKT 55

Thomas Samuel Eberle — AUF DEN SPUREN
DES VERSCHWUNDENEN AUTORS
Eine soziologische Rasterfahndung 73

ZWEITER TEIL

Joachim Paech — PLATZ DES AUTORS BEIM
SCHREIBEN DES FILMS 103

Lotte Thaler	AKUSTISCH KANN MAN NICHT BLÄTTERN Über Probleme und Gegenstände der Musikkritik	115
Gabriele Brandstetter	INTERAKTIONEN Tanz – Theater – Text	125
Martin Roda Becher	VERSPÄTETE GAST AN DER TAFEL DER ERKENNTNIS Notizen zu Literatur und Wissenschaft . . .	133
	DRITTER TEIL	
Helmut Eisendle	SPIELTHEORIE, KRITIK, WIRKLICHKEIT	143
Dieter Schwarz	EIN HAUFEN SPRACHE	153
Eleonore Frey	TEXT ALS GEMÄLDE, DAS GEMÄLDE ALS TEXT	161
Burkhard Spinnen	EINEN ROMAN FÜR KARL KRAUS	173
Ursula Krechel	DIE GEFÄLSCHTE BESTÜRZUNG.	183
Hermann Wallmann	BORGES. UND ICH? ODER: UNTER EINÄUGIGEN IST DER BLINDE KÖNIG .	193
Thomas Anz	LITERATURKRITIK UND LITERATURWISSENSCHAFT Aufgaben und Möglichkeiten heutiger Literaturkritik.	199
	AUTOREN.	210